

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **19 (1925)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich in die aufbrodelnde Hölle hineinwerfen, dass ihr Feuer uns nicht verschlinge, sondern ausgelöscht werde durch Sühneblut.¹⁾

Die Liquidation der Kolonialpolitik ist ein Stück Weltgericht. Dieses hat begonnen. Mit apokalyptischen Schrecken will es über uns kommen. Aber es ist möglich, und wir dürfen zuversichtlich glauben und hoffen, dass auch hier das Gericht in die G n a d e hineinführe, Weltgericht in neue Gottesgnade für die Welt.

Zürich, 22. Juli.

L. R a g a z.



Rundschau



Arbeit und Bildung, im Sommer 1925. Wir haben in diesem Sommersemester wieder einen Schritt vorwärts getan. Unsere Absicht geht nicht auf „Bildung an sich“, d. h. auf eine „Bildung“, die zu Leben und Arbeit hinzukommt, sondern auf eine innige Vermählung von Geist und Lebenswirklichkeit. Aus diesem Bestreben heraus haben wir die zwei „Kurse“ veranstaltet, deren Thema uns durch greifbare Lebensfragen und Lebensnöte des heufigen städtischen Menschen gegeben war: „Wie wir wohnen?“ und „Das Verhältnis von Mann und Frau.“ Dass beide Themen zusammenhängen, ist klar, denn das sexuelle Problem der Grosstadt ist ja eng mit dem Wohnungswesen verknüpft. Das zweite Thema entstand aus der Bruppacher-Toblerschen Agitation für die Abtreibung. Wir fühlen uns verpflichtet, diesem von diabolischem Zerstörungsdrange geleiteten, den Sozialismus an seiner leiblichen und seelischen Wurzel vergiftenden Feldzug entgegenzutreten, wollten es aber nicht in einer von den Kommunisten geleiteten oder verstörten Radauversammlung tun — obschon wir ein öffentliches Auftreten in dieser Sache, wenn es notwendig wird, nicht scheuen werden — sondern durch gründliche, von heiligem Ernste getragenen Aussprache und Auklärung.

Die Durchführung geschah so, dass wir das Gesamthema in Unterthemen zerlegten und jedem derselben einen Abend oder auch zwei widmeten. Ein Redner leitete durch einen Vortrag ein und blieb Mittelpunkt der Aussprache. Diese war besonders für das sexuelle Thema als Hauptsache gedacht. Beim Wohnungsthema spielte das Lichtbild eine ziemliche Rolle.

Ich glaube, das allgemeine Urteil auszusprechen, wenn ich erkläre, dass der Doppelversuch gelungen ist. Gewiss nicht ganz und gar. Vieles hätte noch besser sein können und wird ein andermal vielleicht besser sein. Vor allem sind zwei Kurse dieser Art neben einander zu viel, einer allein genügt für ein Semester. Aber wir dürfen doch mit diesem ersten Versuch zufrieden sein. Der Besuch war gut, etwas kleiner beim Wohnungsthema, etwa 40 Personen, mehr als doppelt so viel, 80 bis 100 Personen, beim sexuellen. Zu dem Stamm der alten Teilnehmer gesellten sich ziemlich viel neue, aus allen Volkskreisen, in steigendem Masse auch aus den sozialistisch-proletarischen. Auch blieb der Besuch wenigstens beim sexuellen Thema bis zum Schlusse gleichmässig stark, während er beim Wohnungsthema zuletzt nachliess, wahrscheinlich wegen dem vorher genannten Umstand, vielleicht auch wegen der Juli-atmosphäre.

¹⁾ Ein Anfang ist z. B. die Erklärung mehrerer Missionskreise in China, dass sie sich verbäten, durch europäische Regierungen und Soldaten geschützt oder allfällig gerächt zu werden. Auch schon bisher ist alles Gute an der Missionsarbeit eine solche Sühne gewesen.

Wir wollen es, unserer Grundtendenz getreu, in Bezug auf die Gegenstände dieser beiden Kurse nicht bei diesen bewenden lassen, sondern die Aktion weiter führen. Beim Wohnungsthema soll dies dadurch geschehen, dass wir besonders die Wohngenossenschaft mit ihren Fragen und Aufgaben noch mehr als bisher als eines unserer Arbeitsfelder betrachten und überhaupt das Problem des städtischen Gemeinschaftslebens im Auge behalten, beim sexuellen Thema auf andere Weise, worüber seinerzeit berichtet werden wird. Wir haben auch diesen Sommer nicht nur durch die beiden Kurse daran gearbeitet, sondern die Frage überhaupt stark in den Mittelpunkt gerückt.

Auch etwas anderes, das freilich nicht einen neuen Versuch darstellt, ist uns diesen Sommer gelungen, nämlich eine politische Aktion, so wie wir sie wünschen. Der Abend, den wir der Initiative Rothenberger gewidmet, ist nach allgemeinem Urteil inhaltlich sehr gut gelungen, wenn auch der Sonntagabend im Mai dem Besuche nicht günstig war. Es kam die Art, wie wir solche Fragen selbst behandeln und durch andere behandelt sehen möchten, durch alle drei Redner, Nationalrat Hans Schenkel, Karl Straub und Ludwig Köhler, sehr schön zum Ausdruck.

Was die übrige Arbeit anbetrifft, so befinden sich die Frauenzusammenkünfte im Zeichen eines zwar langsamen und durch vielerlei Umstände gehemmten, aber doch stetigen Aufschwunges. Und gerade in dieser Beziehung hat uns der Sommer eine schöne Frucht gebracht: Die Mütterwoche im Bendeli. Darüber ist in den „Neuen Wegen“ schon berichtet worden. Auch dieser Versuch soll fortgesetzt werden. Aber auch die Arbeit hier in Zürich belebt sich nach und nach. Es ist harter Boden, aber gerade hier liegt eine deutliche Liebespflicht vor.

Die Samstag-Abende endlich hielten diesmal die Psalmen zugrunde gelegt. Es gab sich von selbst und war beabsichtigt, dass damit das individuelle Leben in seinen höchsten Beziehungen etwas mehr zu seinem Rechte kommen sollte als sonst. Das Thema lautete demgemäss: „Gott, Seele und Schicksal.“ Der Besuch war, wie immer, gut, 80 bis 100 Personen, und auch hier stellten sich, wie stets, wieder neue Menschen ein. Diese Abende leiden immer noch unter einem gewissen Mangel an lebhafter aktiver Teilnahme an der Aussprache von Seiten der Besucher; indess trat diesen Sommer darin eher eine Besserung ein. Im übrigen zeigte sich zweierlei. Deutlicher als vorher wurde, dass die Offenbarung der Wahrheit im Alten Bunde ihre Grenzen hat, sodann, dass die „religiösen“ Probleme des individuellen Lebens eigentlich nur in der Verbindung mit dem Reiche Gottes Sinn und Lösung bekommen, abseits davon aber, bei rein individueller Frömmigkeit, in tiefes Dunkel führen. Etwas gelitten haben nach seinem eigenen Gefühl diese Abende unter der grossen Erschöpfung und anderem Druck, die auf dem Leiter lagen.

Allgemeine Bemerkungen über unsere Arbeit will dieser Bericht nicht anbringen. Sie sollen ein andermal ausgesprochen werden. Nur Eins sei jetzt schon gesagt: Wir haben noch mehr Hilfe, besonders geistige, nötig. Sollten wir die nicht verdienen? Ist unser Werk nicht notwendig? Ist es nicht der Aufmerksamkeit, Begeisterung und Hingabe würdig?

Die Friedensfeier in Solothurn.¹⁾ Es ist leicht, farbenprächtige kostümierte Umzüge, die uns Bilder aus der Vergangenheit zeigen, aufzustellen und damit Tausende anzulocken. Auch für die Tausende ist es leicht, zuzuschauen; sie brauchen dabei nichts zu denken. Es ist schwer, Bilder aus der Gegenwart, aus dem Geschehen, das uns täglich umgibt und abstumpft, in einem Umzug so darzustellen, dass sie zu einer Offenbarung werden. Auch für den Zu-

¹⁾ Wir freuen uns, über diese bedeutsame Mai- und Friedensfeier nun doch noch den ausführlichen Bericht eines Augenzeugen bringen zu dürfen. Möge er stark als Anregung wirken, Ähnliches zu versuchen! Die Red.

schauer ist es schwer, dabei zu sein, weil ihm da nicht nur Genuss geboten, sondern — im wahren, ungemütlichen Sinne — gepredigt wird.

Lehrer Kaufmann, Derendingen, hat die schwere Aufgabe angefasst und gelöst, und zwar, was ich doch erwähnen möchte, ganz unabhängig von der Anregung, welche die „Neuen Wege“ in der Märznummer brachten. Nur ein Lehrer war dazu imstande, weil er von Berufswegen das Darstellen, das Gegenständlichmachen versteht. Aber zugleich nur einer, dem Friedensarbeit Lebensinhalt ist.

Es handelte sich für den Veranstalter nicht bloss darum, der nachgerade etwas inhaltsarmen Maifeier, die Gefahr lief, zu einer schwachbesuchten Abendversammlung zu werden, aufzuhelfen, sondern noch viel mehr darum, für den bildhaften Gedanken der Sozialversicherung und des Weltfriedens einen entsprechenden Rahmen zu finden, und diesen Rahmen bot die Maifeier.

Vorerst galt der Entwurf nur dem engeren Bezirk, dem Wasseramt. Die vorberatenden Genossen ahnten darin gleich das Grössere, und so wurde die Ausdehnung auf den ganzen oberen Kantonsteil, drei Bezirke, und Verlegung des Umzuges vom Lande in die Stadt beschlossen.

Die Vorarbeiten, die mich fast wertvoller dünken als der Umzug selber, weisen drei Höhepunkte auf. Erstens: Die Arbeiterschaft war sofort für die Idee warm. Ich will nicht etwa idealisieren; 1925 ist Wahljahr im Kanton Solothurn, da mochte manchem die Demonstration als vortreffliches Agitationsmittel erscheinen und in ihm überraschend viel Tatkraft auslösen. Aber ich frage: War es überhaupt denkbar, dass man mit dem Gedanken einer solchen Demonstration vor bürgerliche Kreise trat? Die Arbeiterschaft ist halt, als der leidende Volksteil, vor den andern berufen, den Friedensgedanken zu erfassen. Und sie hat die Berufung vernommen. Wir wollen nicht mehr sagen als dies: vernommen. Aber schon damit ist etwas Freudiges ausgesprochen. — Zweitens: Man hat sich allerorten — und kleine Ortsgruppen haben sich ganz besonders angestrengt — Mühe gegeben, das zugewiesene Bild gut auszuführen, und weil der Arbeiter, die Arbeiterin viele Feierabendstunden mit Arbeit für den Frieden, wenn auch nur im Bilde, ausfüllte, musste dies wie alles Tun auf ihn zurückwirken. Nun sitzt in ihm die Friedensidee fester als durch so und so viele Vorträge. Diese Leute sind, wenn die Entscheidung „Krieg oder Frieden“ vor das Volk kommen sollte, schon ein Stück weit den andern, auch den freudig bewegten Zuschauern, voraus, für den Frieden, eben durch den „Handfertigkeitunterricht“. — Drittens: Der Parteirahmen wurde durch die Grösse des Inhalts gesprengt. Nicht nur Pösterler und Eisenbahner bildeten Gruppen im Umzug, sondern auch bürgerliche Turner. Dass diese sich herbeiliessen und noch mehr, dass man sie beizog, war ein Zeichen für die Erkenntnis: die Friedensidee und -Arbeit darf nicht Klassenprivileg bleiben, sie muss Menschheitsaufgabe werden. Die Sprengung des engen Rahmens zeigte sich besonders darin, dass als Hauptredner des Tages von vornherein ein Nicht-Genosse in Aussicht genommen wurde und dazu noch — *horribile dictu* — ein Pfarrer. Für dieses freie, tapfere (eben gegenüber den eigenen Reihen tapfere) Erfassen dessen, auf das es ankommt, müssen wir dankbar sein. — Es könnte noch ein vierter Höhepunkt erwähnt werden, wenn er sich nicht nachgerade bei diesen Feiern von selbst verstünde: Ausschank von alkoholfreiem Most, und nur von solchem, auf dem Festplatz. Alkoholfreiheit am Freitag, Alkoholschwemme am Schützenfest, das gibt immerhin zu denken.

Ich sollte eigentlich einen Bericht über die prächtig-nüchterne, eindrucksvoll-sachliche Veranstaltung vom 3. Mai schreiben. Aber ich bin kein Zeitungsreporter, und die „Neuen Wege“ sind keine Zeitung. Ich darf es darum füglich unterlassen, einzelne von den über vierzig Gruppen des Umzuges zu schildern. Wenn durch obige Notizen der Wert eines solchen Friedenstages aufgedämmert ist, und wer nun etwas Aehnliches unternehmen will, wird am

besten tun, beim Veranstalter persönlich und mündlich Anregung zu holen. Dieser wird durch Wort und Bild jedem auf den Sprung helfen.

Nur eines muss ich noch erwähnen: die Rede von Pfarrer von Greyerz, die übrigens im Zwinglikalender 1926 zu lesen ist, machte einen tiefen Eindruck durch ihre Losgelöstheit von der Partei und ihre Gebundenheit an das Allgemeinmenschliche, besser: das Uebermenschliche. Die Hörer, fast ausschliesslich Genossen, haben nicht das Ihrige gehört, sondern etwas darüber hinaus Gehendes. Und gerade dafür waren sie dankbar. Sie fühlten darin das Erlösende. Und ihre Dankbarkeit für ein christliches Wort ist uns ein Hoffungsstrahl.

J. O e t t l i.

Die sozialen Tage von Vaumarcus. Etwa 100 Teilnehmer pilgerten dieses Jahr nach dem malerisch gelegenen Vaumarcus, wo das Sozialdepartement des Christlichen Vereins junger Männer und des Blauen Kreuzes am 6., 7. und 8. Juni zum vierten Mal seine „sozialen Tage“ veranstaltete.

Das recht interessante, mit viel Sorgfalt vorbereitete Programm enttäuschte keinen der Anwesenden.

Am Samstag sprachen Prof. Ph. Bridel aus Lausanne und Abel Vaucher, Redaktor der „Sentinelle, in La Chaux-de-Fonds, über „Liberalismus und Sozialismus, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet.“

Der Sonntagmorgen wurde einer Besprechung der sozialen Tätigkeit in den Städten und auf dem Lande gewidmet.

Am Nachmittage behandelten die Professoren J. de la Harpe (Vevey) und Eug. Choisy (Genf) das Thema: „Die öffentliche Meinung, die Kirchen und der Frieden.“ Die Ausführungen dieser beiden sehr kompetenten Redner gaben Anlass zu einem regen Meinungsaustausch und zu interessanten Mitteilungen über den Völkerbund, die internationale Konferenz für die Freundschaft durch die Kirchen in Stockholm und über den Zivildienst in der Schweiz.

Für den Morgen des letzten Tages war ein Exposé über die Zollpolitik vorgesehen. Nationalrat Ch. Naine vertrat den Standpunkt der Konsumenten, während Dr. A. Borel, Sekretär des Schweiz. Bauernverbandes, die These der Landwirtschaft verfocht.

Am Schlusse der Tagung hörten die Teilnehmer ein Referat über das Alkoholwesen an. Herr A. Maret, Inspektor der eidgenössischen Alkoholregie, erläuterte den in Vorbereitung stehenden Gesetzentwurf, welcher die Hausbrennerei bis zu einer gewissen Grenze auch fernerhin duldet. Dr. Herod, Direktor des Internationalen Bureaus gegen den Alkoholismus, weist auf die Gefahren hin, welche das Weiterbestehen der Brennerei im Bauernhaus in sich birgt.

Die Versammlung übermittelt dem Bundesrat den Wunsch, er möchte für die Alkoholreform nicht nur die Produzenten und Händler in Beratung ziehen, sondern auch die Kreise, die sich um das geistige und körperliche Wohl des Volkes kümmern, und die Hausbrennerei vollständig verbieten.

A. R o c h a t.

Gegen eine offizielle Verleumdung. In dem Berichte des Generals Wille über den „Aktivdienst 1914—1918“ steht (S. 47.) folgende Stelle:

„Die dritte Kategorie [sc. von Soldaten, mit denen es die Militärgerichte zu tun hatten] waren Deserteure und Kriegsverweigerer. Die Verantwortung für diese Irregeleiteten lastet hoffentlich schwer auf dem Gewissen ihrer Verführer. Im Frühjahr 1917 stand ein typischer Fall vor dem Divisionsgericht 5 in Liestal. Als Entlastungszeuge war Prof. Ragaz vorgeladen und beglückte dort den Angeklagten mit seinen Glückwünschen zu der Ueberzeugungstreue, aber der Herr Professor vermied vorsichtig jedes Wort, das direkte Aufreizung zur Dienstverweigerung zum Ausdruck gebracht hätte. So musste wieder ein junger, sonst unbescholtener Mann zu Gefängnis verurteilt werden,

der mir durch seine Ueberzeugungstreue tatsächlich sympathischer ist als der Mann, der ohne Gewissensbisse den Professorengehalt des Staates bezieht, dessen Gesetze er missachtet. Aehnlich bemühend war der Eindruck, den die Veranstalter des Landesstreikes hinterliessen.“

Zu dieser offiziellen Verleumdung — dass es sich um eine solche handelt, werde ich sofort zeigen — bemerke ich Folgendes:

Dass etwas von dieser Art in dem Bericht des Ex-Generals stehe, ist mir schon vor Jahren bekannt geworden. Ich hatte damals auch eine Entgegnung geschrieben, sie dann aber, trotzdem sie schon gesetzt war, nicht veröffentlicht aus dem einfachen Grunde, dass ich der Sache keine weitere Bedeutung beilegte und schon lange darauf verzichtet habe, auf solche Entstellungen und Verleumdungen meines Willens und Tuns zu antworten. Ich hätte sonst gar viel zu tun! Nun sehe ich aber, dass dieser Bericht des Generals nicht in den eidgenössischen Archiven verstaubt, sondern in der Oeffentlichkeit lebhaft diskutiert wird. Da wäre Schweigen von meiner Seite wohl ein grosser Fehler. Ich habe diesen Fehler in ähnlichen Fällen mehrfach begangen, wie ich hinterher mit Schmerzen erkennen musste. Im Vertrauen darauf, dass Perfidie und Lüge sich selbst richteten und den Besseren als solche ohne weiteres erkennbar sein müssten, vor allem auch unter dem Einfluss einer starken Empfindung von der Wahrheit des Wortes „Ihr sollt nicht widerstehen dem Uebel“ habe ich geschwiegen, wo ich mit ein paar Worten eine Entstellung oder Lüge hätte vernichten können und habe später erfahren müssen, wie diese infolge davon sich weiter verbreitete, auch Bessere beeinflussend, und wie mein Schweigen keineswegs richtig gedeutet wurde.¹⁾ Darum muss ich dieses Verhalten ändern, wenigstens in Fällen wie der vorliegende. Freilich wirkt nun hier der Umstand hemmend, dass der Verfasser des Berichtes, gegen den ich mich wenden muss, inzwischen gestorben ist und man gegen mich das „De mortuis nil nisi lese“ einwenden könnte. Man darf mir auch glauben, dass mir jener Umstand peinlich ist, indess muss ein Mann, der in einem amtlichen, auf dauernde Bedeutung Anspruch erhebenden Bericht ehrenrührige und verunglimpfende Bemerkungen über einen politischen Gegner niederlegt, es in den Kauf nehmen, wenn dieser sich dagegen wehrt, trotzdem sich über dem Verfasser jenes Berichtes inzwischen das Grab geschlossen hat. Der Umstand, dass wir sterben müssen, ist kein Freibrief für alles Mögliche.

So gebe ich denn die notgedrungene Erklärung ab, dass jene ganze Stelle über mich ein Bündel von Entstellungen ist, die ich als Verleumdung bezeichnen muss.

Eine Verleumdung ist, dass ich junge Leute zur Desertion oder Dienstverweigerung „verführt“ habe. Ich wiederhole die Erklärung, die ich schon so oft abgegeben habe, dass auch General Wille davon erfahren musste, wenn es ihm um die Wahrheit zu tun war: Niemals habe ich junge Männer, seils als Einzelne, seils als Masse, zu Desertion oder Dienstverweigerung aufgefordert oder aufgereizt. Niemals habe ich Propaganda für Dienstverweigerung getrieben, obschon ich dazu wichtige Gelegenheiten genug gehabt hätte. Und zwar habe ich sie nicht etwa aus „Vorsicht“ oder Feigheit unterlassen, sondern auf Grund ernstester sittlicher und religiöser Ueberlegung, besonders auf Grund der Tatsache, dass ein Schritt wie die Dienstverweigerung nur getan werden darf, wenn er getan werden muss, also nur dann, wenn das

¹⁾ Ich denke dabei besonders an die Perfidien des Regierungsrates Mousson in der „Neuen Zürcher Zeitung“ bei Anlass meines Rücktrittes von der Professur, die ich zu widerlegen für unnötig hielt und die ich spielend hätte vernichten können, die mir nun aber immer wieder entgegentreten. Welch ein gläubiges Volk sind doch wir Schweizer, wenn es gilt, gegen allen Augenschein, wie es vom Glauben heisst, zwar nicht das Gute, wohl aber das Böse zu glauben!

Gewissen in völliger Freiheit und Klarheit ihn befiehlt. Ich habe, wo ich diese Voraussetzungen erfüllt sah, die Dienstverweigerung verteidigt, aber nie habe ich dazu aufgefordert. Dass dies zweierlei ist, hätte sogar ein Mann wie Wille, der nicht gerade wegen der Feinheit seines Geistes bekannt war, sehen sollen. Wenn er mir nun vollends sogar Deserteure in die Schuhe schiebt, so kann ich darin nur eine — gelinde gesagt — grosse Gehässigkeit erblicken. Ich wiederhole meine auch schon mehrfach gegebene Erklärung: kein Einziger der jungen Männer, die mit mir über das Problem der Dienstverweigerung mündlich oder schriftlich verhandelt und mich gefragt haben, ob sie den Versuch tun sollten, hat den Dienst verweigert, keiner! Ich habe ihnen jeweilen den Sinn des ganzen Problems klar zu stellen versucht und, statt sie aufzureizen, ihnen den Schritt schwer gemacht, ihnen immer erklärt, sie dürften ihn nur tun, wenn sie ihn tun müssten, d. h. wenn sie sich sagen müssten, dass sie sonst ihr Gewissen verrieten. Was im Besonderen den vom General angeführten Fall betrifft, so hat der Betreffende, ein ehemaliger lieber Schüler von mir, selbst energisch bestritten, auf meine Aufreizung hin gehandelt zu haben, und ich habe die letzten zwei Jahre vor seinem Schritt überhaupt keine Beziehungen mehr zu ihm gehabt.

Ich erkläre zu diesem ersten Punkte noch folgendes: Es ist eine sehr bequeme Erklärung für eine grosse geistige Bewegung, wenn man sie auf einen einzelnen Menschen zurückleitet, der durch raffinierte Hetze die andern „verführe“. Es gibt bekanntlich Leute, die es noch jetzt mit der ganzen Arbeiterbewegung so halten. Wahrscheinlich hat der Oberst und General Wille auch zu ihnen gehört. Ich möchte die Gesinnungsgenossen des Generals fragen, ob die 16,000 Engländer, die Tausende von Amerikanern, die achthundert Holländer und alle die vielen, die anderwärts den Dienst verweigert haben, wohl auch von Professor Ragaz heimtückisch „verführt“ worden sind?

Man hat gegen mich eine bequeme Methode angewendet. Es gefiel gewissen Gegnern, mir die Rolle eines antimilitaristischen Brandredners und Agitators anzudichten. Da es aber zu offenkundig war, dass ich diese Rolle nicht spielte, so erklärte man: „Ja, er treibt halt heimlich, raffiniert, redet öffentlich mit Vorsicht und verführt im Stillen die jungen Männer.“ Hätte ich aber jene agitatorischen Brandreden gehalten, dann hätte es natürlich geheissen: „Seht, was das für ein gemeiner Hetzer ist.“ Dass mein wirklicher Weg weder mit schreiender Agitation noch raffinierter Verführung etwas zu tun haben könnte, war diesen Leuten unzugänglich oder es war ihnen bequemer, das andere zu behaupten. Selbstverständlich habe ich aus meinem Antimilitarismus kein Hehl gemacht. Aber ich habe gerade unter jungen Leuten dieses Problem nur ganz selten und mit äusserster Zurückhaltung behandelt, wie mir alle meine Schüler werden bezeugen müssen, und habe dies nicht aus „Vorsicht“ getan, sondern aus jener Ehrfurcht, die die Grundstimmung eines Lehrers sein muss. Wer mir irgendwelche gröbere oder feinere Agitation für die Dienstverweigerung vorwirft, sagt Unwahrheit. Natürlich mag von meiner ganzen Denkweise ein Einfluss auf junge Männer ausgegangen sein, der bei ihrer Dienstverweigerung bewusst oder unbewusst mitwirkte. Dieses Los teile ich mit Kierkegaard, Vinet, Ibsen, Tolstoi und mit — Jesus! und ich bin damit also, ohne mich im übrigen den Genannten vergleichen zu wollen, sozusagen in der besten Gesellschaft. Aber zwischen solchem Einfluss und irgendwelcher Agitation oder Aufreizung ist ein Unterschied, den zu verstehen bei etwas gutem Willen und Wahrheitsernst nicht schwer sein sollte. Wenn irgend einmal, so habe ich in dieser Sache stets mit dem allertiefsten Gewissensernst gehandelt und habe jeden sittlich falschen Schritt im Grossen und im Kleinen vermeiden können. Wenn man diese Haltung nicht verstanden, sondern dahinter irgendwelches jesuitische Raffinement gewittert hat, so bin nicht ich daran schuld, sondern die Unfähigkeit des heutigen Geschlechts, geistige Dinge zu begreifen und die grosse Bereitschaft, besonders der heutigen Schweizer, stets nur an das Böse

zu glauben — nämlich am falschen Orte; denn gegenüber allerlei Schwindel ist man sehr gläubig.

Ich muss aber noch eine zweite Bemerkung hinzufügen. Wenn ich auch während des Krieges und noch jahrelang nachher, ja bis heute, keine Propaganda der Dienstverweigerung irgendwelcher Art getrieben habe, so ist damit nicht gesagt, dass dies auch für alle Zukunft meine Haltung sein werde. Es könnte eines Tages das ganze Problem so weit gereift sein, dass man tatsächlich die Menschen zur Dienstverweigerung auffordern müsste um Gottes und des Gewissens willen! Was ich erklärt habe, ist meine Stellung in der Vergangenheit gewesen, kann mich aber nicht für die Zukunft binden.

2. Es leuchtet bei diesem Sachverhalt ein, dass die Behauptung Willes, ich hätte die Gesetze unseres Staates „missachtet“, eine böswillige Unterstellung ist. Wenn ich das Gesetz des Gewissens, in dem Gott spricht, in letzter Instanz auch über jedes Staatsgesetz stelle, so habe ich damit gerade im Sinne meines Amtes gehandelt. Ich bin nämlich nicht, wie viele es wohl für richtig gehalten hätten, dafür angestellt gewesen, den Säbel durch das Kreuz zu rechtfertigen. Mein Amt bestand vielmehr darin, dass ich diejenige Wahrheit zu vertreten hatte, deren Urkunde die Bibel ist. Dort aber steht an entscheidender Stelle das Apostelwort: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und der ganze Protestantismus gründet sich auf diese Souveränität des Gewissens. Luther, Calvin und Zwingli sind darin mit mir. Uebrigens hätte wohl niemand weniger Grund gehabt, als der Exgeneral, mir Missachtung des Gesetzes vorzuwerfen. Denn ausgerechnet dieser Mann ist es gewesen, der bei Anlass der Initiative auf Vermögensabgabe den Bundesrat aufgefordert hat, gegebenenfalls eine solche Initiative, deren Gesetzmässigkeit kein Mensch bestreiten konnte, aus höheren Gründen als null und nichtig zu betrachten. Der Unterschied zwischen mir und ihm bestünde also darin, dass ich glaube, um Gottes willen dürfe, ja müsse, unter bestimmten Voraussetzungen, das Gesetz der Menschen „missachtet“ werden, während der General dies um des — Besitzes willen unter Umständen für geboten hielt. Meinen Professorengelohnte endlich habe ich mit so gutem Gewissen empfangen dürfen als Wille seinen jedenfalls sehr viel grösseren Generalsgehalt, und wer seinem eigenen Land und Volk in innerster Seele stärker verbunden war und treuer gedient hat, ein Mann, dessen Vorfahren schon vor vielen Hunderten von Jahren für dessen Freiheit und Rettung gestritten und gelitten, oder der Vertreter eines importierten Preussentums, darüber lasse ich Generationen richten, die wieder schwelgerisch orientiert sind.

3. Was endlich die Verhandlungen in Liestal anbelangt, so erkläre ich es wieder als eine böswillige Entstellung der Tatsachen, wenn der General behauptet, dass ich dort mit „Vorsicht“, das will heissen, feiger Weise, meine wirklichen Ueberzeugungen verschwiegen habe. Es besteht nicht der allergeringste Anlass zu einem solchen Vorwurf. Freilich kann man ja auch hier jene Methode anwenden, die ich vorhin gekennzeichnet: es als das Gegebene zu betrachten, dass ich in Liestal eine antimilitaristische Brandrede hätte halten müssen, um mir selber treu zu bleiben und dann natürlich empört zu sein, wenn ich solches wirklich getan hätte. In Wirklichkeit habe ich nie solche Reden gehalten, anderswo so wenig als in Liestal und hätte übrigens in Liestal auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Ich habe dem Untersuchungsrichter meinen Standpunkt genau so dargestellt, wie er wirklich war und wie ich ihn oben wieder angedeutet habe. Er wird mir dies ehrlicher Weise bezeugen müssen. Vor Gericht aber war gar keine Möglichkeit zu jener erwarteten Brandrede. Ich hatte ganz präzise und konkrete Fragen zu beantworten und in dem Moment, wo wir aufs Prinzipielle kamen, brach der Vorsitzende brüsk die Einvernahme ab.

Ich füge noch folgendes hinzu, um die Wahrheit in dieser Sache klar zu stellen: Ich bin als Zeuge vorgeladen worden, ja, aber es hätte nicht ver-

schwiegen werden dürfen, dass ich mich selbst dazu angemeldet habe, ganz von mir aus. Noch mehr: Es war meine Absicht, die Verteidigung des Angeklagten zu übernehmen. Ich besprach mich aber, weil ich nicht wusste, ob man mir als einem Nichtjuristen das erlaube, mit Prof. Max Huber, meinem Kollegen, dem bekannten Völkerrechtslehrer und damaligen Obergerichtspräsidenten der schweizerischen Armee, den ich weitgehend als Gesinnungsgenossen betrachten durfte. Dieser riet mir dringend davon ab, weil ich als Nichtjurist die juristischen Kniffe und Finessen nicht kenne und daher das Strafmass für meinen Klienten grösser werden könnte, als wenn ein Fachmann die Verteidigung übernehme. Dass Herr Huber sich im letzteren Punkte geirrt, haben spätere Fälle gezeigt, aber er wird mir gewiss gerne bezeugen, dass er durch seinen Rat mich abgehalten hat, in Liesental als Verteidiger aufzutreten. Man mag schon aus diesen beiden Tatsachen entnehmen, wie es mit dem Vorwurf steht, dass ich mich damals hätte „drücken“ wollen.

Zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung. Was diese Verleumdung besonders schlimm macht, ist der Umstand, dass sie in einem offiziellen Dokument steht. Der General hat sein Amt missbraucht, um einem nicht nur innenpolitischen, sondern auch aussenpolitischen Gegner vor aller Welt einen Makel anzuhängen. Das Urteil über ein solches Verhalten überlasse ich allen denen, die noch etwas Sinn für Recht und Anstand haben. Auch Schlüsse politischer Art, die für das ganze Militärproblem von Bedeutung sind, mag man daraus ziehen. Aber eines Missbrauches des Amtes ist auch die Behörde anzuklagen, die es erlaubt hat, dass diese Stelle stehen bleiben durfte. So weit wären wir also gekommen, dass unsere von uns erwählten Behörden sich erlauben dürfen, in amtlichen Dokumenten politische Gegner schlecht zu machen. Zu so etwas hätten sich jene wirklich liberalen Bundesräte einer besseren Zeit, die den heutigen einst vorausgegangen sind, nie hergegeben. Es ist freilich nicht das erste Mal, das ich Gegenstand amtlicher Verleumdung werde.¹⁾ Auch hat sich in den letzten Jahren mehrfach gezeigt, dass Familienangelegenheiten, die nur Beamten bekannt sein können, in entstellter, missdeuteter Form zu öffentlichen Verleumdungsfeldzügen gegen mich benützt worden sind. Auch jene Stelle aus dem Bericht Willes ist durch die Zeitungen gegangen, lange bevor der Bericht irgendwie veröffentlicht war. Es arbeitet hier ein gewisser Detektivapparat, dem sich dann ein entsprechender Presseapparat zur Verfügung stellt. Nichts könnte für den moralischen Tiefstand, bei dem wir angelangt sind, bezeichnender sein als solche Dinge.

Zum Schlusse noch eine Bitte. Jene Anschwärtzung steht in einem Dokument, das noch lange eine Rolle spielen wird. Ich möchte meine Freunde bitten, mir zu Hilfe zu kommen, damit auch meine Entgegnung nicht unbekannt bleibt. Dabei denke ich besonders an allfällige Erklärungen in der Presse, in der Bundesversammlung und wo sonst Gelegenheit ist, die giftige Wirkung amtlicher Verleumdung zunichte zu machen.

L. R a g a z.

¹⁾ Ich denke besonders an den Bericht des Staatsanwaltes Brunner über die Zürcher Unruhen von 1917, der Verleumdungen meiner Person enthält, die den Willeschen analog sind. Leider habe ich, aus dem angegebenen Grund, dazu geschwiegen. — Dass dieser Stil um sich greift, ist mir letzthin durch eine andere Tatsache klar geworden. In dem Urteil, worin das Bundesgericht den Rekurs von Dr. Gadiant gegen die Konfiskation seines Buches abweist, wird diesem neben dem schon ganz unberechtigten Vorwurf der „Tadelsucht“ sogar der der „Missgunst“ gemacht, während seine moralisch doch schwerer belasteten Gegner ohne jeden Tadel davon kommen. Wer Dr. Gadiant kennt, weiss, dass dieser Vorwurf eine amtliche Verunglimpfung bedeutet, für die kein Wort zu hart ist.

Konferenz der religiösen Sozialisten Graubündens Sonntag und Montag, den 16. und 17. August in Reichenau. Beginn Sonntag Nachmittag 4½ Uhr. Sonntag: Unsere praktischen Möglichkeiten in der Bekämpfung des Militarismus. Aussprache eingeleitet durch Pierre Ceresole.

Montag: Leib und Seele. Aussprache eingeleitet durch K. Künzler.

Von Büchern

1. Was soll ich lesen?

Lieber Freund, diesmal musst du mich nicht umsonst fragen. Gerade lege ich ein Buch aus der Hand, das mir reiche Stunden geschenkt hat. Das ist auch etwas für dich. Auch dir wird's Freude bringen, weil es dir Antwort ist auf Fragen, die uns schon lange geplagt haben. Weisst du noch, wie du eines Abends aufgeregt zu mir kamst? So sagtest du: „Ich kann nicht anders, aber mit der Bibel weiss ich einfach nichts anzufangen. Was soll sie mir? Was sollen diese Geschichten aus dem Morgenland? Das ist doch nichts für uns junge Leute.“ Da versuchte ich dich zu beruhigen, wollte dir zeigen, dass die Bibel auch heute noch uns etwas zu sagen hat. Aber ich sah, dass meine Gründe dich nicht überzeugten, wohl darum, weil an mir selber Zweifel nagten. Es ist mir darum, als sei dies Buch gerade für dich und mich geschrieben:

„Die heutige religiöse Lage und die Volksschule“ heisst es. Es sind sechs Vorträge, die Ludwig Köhler und Leonhard Ragaz vor der zürcherischen Lehrerschaft gehalten haben.¹⁾ Veranlassung dazu war die Streitfrage des Religionsunterrichtes in der Schule, die Frage, die heute wieder brennend geworden ist.

Du zuckst die Achseln? Frägst spöttelnd: Religionsunterricht in der Schule? Haben wir auch gehabt, wir kennen das! Du denkst, es handle sich hier um eine Verteidigungsschrift für den Religionsunterricht? Höre:

„. . . . von dem System unseres Religionsunterrichtes behaupte ich [Ragaz], dass es falsch sei und dass es lebendige Religion viel mehr verhindere als fördere. . . . So wie wir die biblische Geschichte heute lehren, wird sie sehr oft, ja meistens, den Kindern aufgedrängt; . . . darum betrachte ich den Religionsunterricht als eine Hauptursache der religiösen Interesselosigkeit.“

Du nickst, weil du daran denkst, wie wir ähnliche Gedankengänge nur ganz geheim uns zu sagen getrauten, weil sie uns gar zu ketzerisch vorkamen. — Und an anderer Stelle:

„Die dogmatische Zeit der Bibel ist vorbei. Die Bibel unterliegt einer neuen Betrachtungsweise. Die heutige und die zukünftige Liebe der Menschheit zur Bibel wird frei sein von aller Vergötterung.“ (Köhler.)

Eine neue Betrachtungsweise der Bibel? Ist dies möglich? Und ist in dem Buch auch gesagt, wie anders die Bibel verstanden werden kann? Das ganze Buch ist ein Andersverstehen der Bibel, eine Eröffnung, ein Lebendigmachen der Bibel für uns, für unsere Zeit.

Die ersten drei Vorträge, von Ludwig Köhler, erzählen von der Wissenschaft über die Bibel. Wie wir uns die

¹⁾ Herausgegeben von der Pädagogischen Vereinigung des zürcherischen Lehrervereins.